Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lösung erwarten, die für längere Zeit genügt und die nicht schon nach weiteren drei Jahren und weiteren außenpolitischen Krisen neuerdings revidiert werden muß, wie das jetzt mit der Kompromißlösung von 1935 der Fall ist. Zur Vorbereitung der einen oder andern Lösung sollten gewisse dringende Maßnahmen jetzt schon getroffen werden. Dazu gehört vor allem eine Vermehrung des Instruktionskorps, das unter den heutigen Verhältnissen in den Graden des Hauptmanns und Majors übermäßig beansprucht wird. Gleichzeitig hätte eine soziale Besserstellung der Instruktionsoffiziere zu erfolgen, verbunden mit einer zielbewußteren Weiterbildung. Ferner kann schon vor einer Verlängerung der Rekruten- und Kaderschulen ihr Wirkungsgrad erhöht werden durch geeignete Krediterhöhungen, z. B. für zweckmäßige bauliche Maßnahmen wie die Errichtung von Turnhallen auf allen Waffenplätzen.

Auf dem Gebiete der Führung spitzt sich die Frage der Armeeleitung im Frieden immer mehr zu. Die Forderung nach der Schaffung einer fachlich-militärischen Armeeleitung, schon für die Friedenszeit, wie sie von maßgebender Seite verfochten worden ist, stößt heute auf den entschiedensten Widerstand des zuständigen Departements. Wie im Parlament erklärt wurde, lehnt der Bundesrat die Unterstellung der Armee unter einen einzigen militärischen Chef einstimmig ab. Eine Frage, die wohl für das Kriegsgenügen unserer Miliz entscheidend ist, darf aber nicht leiden wegen falscher Rücksicht auf eine Persönlichkeit.

Eine Vorlage über die Neuordnung der Hilfsdienste, die der Bundesrat den eidgenössischen Räten vorlegt, wird uns eine Ausdehnung der Wehrpflicht bis zum 60. Altersjahr bringen und eine Organisation der Hilfsdienste, die die beruflichen Fähigkeiten der Hilfsdienstpflichtigen weitgehend in Übereinstimmung bringt mit ihrer Kriegsverwendung. Auch Frauen sollen bei den Hilfsdiensten eingeteilt werden; bereits nimmt der Automobilklub der Schweiz Anmeldungen von Automobilistinnen entgegen, die sich der Armee als Führerinnen von Motorwagen zur Verfügung stellen würden. Die Hilfsdienstvorlage scheint so weitgehend dem Gedanken der bewaffneten Nation, des Volkes in Waffen, zu entsprechen und jeden tauglichen Einwohner in die Wehrorganisation einzugliedern.

Gottfried Zeugin.

Bücher Rundschau

Neue Schweizer Romane.

Maria Dutli-Rutishauser: Das Haus der Ahnen. Verlag O. Walter A.-G., Olten und Konstanz.

In diesem Roman aus der Zeit der Kreuzzüge geht es nicht um die bunte Fülle und erregende Spannung historischer Stoffe. Die Schriftstellerin, die sich auf diesem Gebiete schon mehrfach bewährt hat, sucht vielmehr schwierige Fragen des Menschenlebens zu lösen. Eine tiefe, fest wurzelnde Religiosität formt in ihr einen Gemeinschaftssinn, dessen Forderungen sie an dem Thema Schuld und Sühne entwickelt. Durch Rede, Tat und Haltung gewinnen ihre Gestalten Umriß und Fülle. Die Atmosphäre von Schuldhaftigkeit, die über dem düstern Wasserschloß am Bodensee lastet, verdichtet sich tragisch im Geschick der greisen Katharina von Hagenwyl, die, von der Macht des Bösen umstrickt, dem Fluche ihrer Opfer anheimfällt und Glied um Glied der Familie in den Abgrund reißt. Das furchtbarste ihrer Vergehen, die Hinrichtung des eigenen, schuldlosen Sohnes, verfolgt am quälendsten die alte Frau, bis der Sühnetod ihres zweiten Sohnes in den Kreuzzügen ihr ein erlösend sanftes Sterben schenkt. Der Wert dieses künstlerisch wie ethisch bedeutsamen Buches fließt aus dem vollen, warmen Frauentum der Dichterin, die liebend, mildernd, versöhnend die Menschen formt und dem heimatlich innig erlebten Kreislauf der Natur verschwistert.

Fritz Lendi: Der Stern der Freiheit. Verlag Reinhardt, Basel 1938.

Es werden jetzt in der Schweiz viele Heimatbücher geschrieben, und ihr Klang ist so frisch und echt als brauchten die Verfasser keinen weiteren Anstoß dazu, als ihr Herz singen zu lassen. Landschaft, Geschichte, Glaube bilden den Raum, in welchem wenige schlicht und groß geformte Charaktere ihr Geschick finden und erfüllen. Dem Stil dieser Bücher ist jedoch die Gepflogenheit gemeinsam, das Zeitwort in Gegenwartsform, Aufmerksamkeit heischend, an den Eingang der Sätze zu stellen; dies wirkt reklamehaft und ermattet durch Häufung und Wiederholung. Das vorliegende Bändchen Fritz Lendis, in der handlichen und wohlfeilen Ausgabe der Stabbücher des Reinhardtverlages erschienen, hat die Bündner Befreiungskriege gegen die österreichische Unterdrückung zum Stoffe, deren Anführer Fortunat Truog zum Helden. Während die Fremdherrschaft im Politischen ruchlos waltet, wird ihr Ansturm gegen das protestantische Bekenntnis der Bündner verklärt durch die ins Heilige ragende Gestalt eines katholischen Priesters, dessen Tun und Dulden das Religiöse vorbildlich über die Sphäre irdischer Kämpfe heraushebt. Ein schönes starkes Liebesband ist geflochten und schwingt hinüber in die liebevoll geschilderte Malanser Gegend mit dem bündnerisch vollklingenden Namen. Ihr entsprießt Adel und Volk in einem kräftigen Stamm, deren Wipfel und Wurzeln sich in der Not verlorener Freiheit zur tattüchtigen Gemeinschaft zusammenfinden.

Nelly Zwicky: Das Aufgebot. Verlag Reinhart, Basel 1938.

Auf einem Grund lebendiger Gegenwart gibt die anmutig bewegliche Erzählerin ihrem eigenen sicheren Schweizertum Ausdruck. Die geistige Situation des Weltkriegsausbruches, die die verantwortlichen Kreise aus unbeschwerter Genußfreudigkeit jäh hinüberreißt in die Härte von Opfer und Entscheid, schafft den Raum, um die Sinnhaftigkeit des schönen Lebens dem fragwürdigen, aufgewühlten, dem Getrieben- und Unterworfensein an überpersönliche Mächte, wie der Krieg sie aufruft, gegenüberzustellen. Nelly Zwicky faßt den Begriff des Vaterlandes als geistige Zugehörigkeit, als Gesinnung. Übersieht sie dabei jenes Vaterlandsempfinden, das an das Stammesband sich knüpft und das der dumpfere Teil der Nation bewußt erlebt, so spricht sie für die Einen aus, was in tieferem Sinne auch für die Anderen gilt. In unerwarteter Wendung schließlich gibt sie dem Leid das rein christliche Ziel der Lösung von allzu heftiger Weltfreudigkeit und will hiemit wohl einen Weg weisen. Der Stoff, an dem diese Gedanken Leben gewinnen, ist reizvoll gestaltet. Luzia, die Künstlerin, wird aus den leichteren in die ernsteren Sphären der Kunst hinübergebogen. Ihr halb deutscher, halb westschweizerischer Gatte, der mehr aus persönlichen Gründen als aus ideellen der Gefolgschaft des deutschen Aufgebotes untreu wird, geht zugrunde. Die dritte und volle Hauptfigur ist der weltweite und starke Unternehmer, der glückliche edle Gegenspieler Luzias, in deren verwöhntem Auge die landschaftlichen Schönheiten des Walensees sich fördernd auswirken.

Lisa Wenger: Baum ohne Blätter. Morgarten-Verlag, Zürich-Leipzig 1938.

Lisa Wenger gehört zu jenen Frauen, die mit mütterlichen Händen schreiben. Die Kräfte des Muttertums durchströmen als nährendes Herzblut ihr Werk, auch wenn den Müttern darin nicht die erste Stelle eingeräumt ist. Der frauliche Drang des Hegens und Heilens läßt sie, wie ihr jüngster Roman, den die Achtzigjährige spendete, wiederum erweist, tiefer in Schicksale als in Gestalten sich versenken, Schicksale, die von müdem Leben zerschlossen sind und die dem Einzelnen die volle Rundung versagen, da er von ihnen überschattet ist. Der „Baum ohne Blätter" versinnbildlicht den bösen Erbgang, der als schleichendes Übel das wohlgefügte Ganze einer Familie zu schwerem Weh auseinanderreißt. In Bertold Lindner, dem erfolgreichen Fabrikanten, verhüllen die düsteren Mächte ihr Antlitz, zucken aber als krankhafte Reizbarkeit gewitterhaft auf, die gegen die eigenen Söhne wütet und damit dem Verhängnis entgegentreibt. Der Roman umfaßt die Spanne des Weltkrieges, dessen Grauen zwar mehr die Dichterin als ihre Gestalten schüttelt, welchen sie jedoch ihre Gesinnung voller Neutralität einhaucht. Statt in gerundeten Kapiteln zu erzählen, wählt sie die Form kurzer Abschnitte, die in filmartiger Reihung sich folgen und wie ein Mosaik sich ansehen lassen, über welchem

gleitendes Licht da und dort auf matte Stellen trifft, neben welchen man warmem Leuchten beglückt begegnet.

Monique Saint-Hélier: Morsches Holz. Morgarten-Verlag Zürich-Leipzig. 1938.

Während sich die meisten Romane und Erzählungen wie ein Teppich vor uns entrollen, auf welchem der Inhalt in wohlgeordneten Motiven gebreitet ist, hält Monique Saint-Hélier die Wolle in den Händen und knüpft und wirkt behutsam das Leben, das ihr im Sinne steht und bringt es in den mehr als 400 Seiten nicht zu Ende, sodaß der Verlag dort tröstlich den Hinweis auf Weiterführung setzt. Man kann diese Frau eine Schwester Ramuz' nennen. Beide tauchen den Blick hinab in die unteren Schichten der Seele und was sie herausloten ist ihnen kein Graus, sondern gut genug, um mit den schönsten Fäden des Seins zusammengewoben zu werden. Bei Ramuz aber hält alles irgendwie dem Körperhaften zu. Wie eine Provencelandschaft erscheint seine Kunst neben derjenigen der Saint-Hélier, die Rembrandt als ihren heimlichen Vater kennt. Sie kann das Verborgene, das An- und Verschwebende, kaum Vernehmbare der inneren Wirklichkeiten, der Vorstellungen, halb- und unterbewußten Empfindungen und Gedanken mit feinstem Sensorium auffangen und zu Bildern formen, die mit den Bildern der äußeren Wirklichkeit eins sind. Mit einer seltenen Intensität der Beobachtung begabt, erfährt die Dichterin das Wesen und Leben der Dinge und läßt es hineinfließen in das Strömen des Menschlichen. An Geschehen ist wenig. Neuenburger Landadel, ins Bürgerliche sich verzweigend, mit dem zerbröckelnden Reich der Alérac, wird einem hart und zäh ausgreifenden Bauerntum in der kraftvollen, doch zwiespältigen Gestalt des Jonathan Graew gegenübergestellt, Bewahrung, Edeltum gegen Gewinn, Aufstreben, König gegen Despot, das Feindliche in gegenseitiger Anerkennung sich zugeneigt. Haltend, schaffend, begehrend stehen die Männer in der Welt der Frauen, der Jungen, sich entfaltenden und der Älteren, in verlorene Wünsche und Träume Versponnenen. Die Liebe durchzieht, in wechselnder Gestalt, als geheime gelobte und gefürchtete Macht ihren Raum und strahlt am vollsten und verklärtesten zugleich in dem meisterlich gezeichneten alten Alérac. Im Rahmen der herben, strengen Juralandschaft läßt M. Saint-Hélier die Schönheit der alten, gewachsenen Dinge aufleuchten wie kostbares Gold und umwölbt sie mit den stillen ausdrucksvollen Gebärden fraulichen Wirkens. Der überbordende Reichtum der Bilder und Klänge, der diese dichterische Welt erfüllt, hat, soweit sich ohne Kenntnis des französischen Originals urteilen läßt, in der Übersetzung von R. J. Humm eine glücklich mitschwingende Nachgestaltung gefunden.

Max Frisch: Antwort aus der Stille. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 1937.

Etwas Schillerndes liegt in der Dichtergabe Max Frischs, ein gleichsam spielerisch ernstes Schweben zwischen spontaner Frische und Gegenwärtigkeit. Das schmale Bändchen, das sich „Eine Erzählung aus den Bergen" nennt, umschließt erstaunlich viel Erleben, dessen Dimension freilich mehr in die Tiefe als in die Breite gespannt ist. Die Geschichte ist folgende: ein Wanderer durchzieht ein Alpental mit dem Vorsatz, durch eine ungewöhnliche Bergbesteigung eine Tat zu vollführen, die ihm den Beweis seiner eigenen Ungewöhnlichkeit geben soll, ein verstiegenes Ansinnen aus dem großstreberisch überdeckten schlichten Wunsch heraus, den Glauben an sich selbst zu finden, den Glauben an das Leben. Der Name Gottes, allzu häufig ausgesprochen, bleibt leer im Ringen um die letzten Fragen. Den Glauben an das Leben können ihm auch die Frauen, die unbekümmerter und tiefer darin wurzeln, nicht fruchtbar eingeben. Erst indem er die Bitternis des Todes geschmeckt, gewinnt er die Süße des Lebens, den demütig starken Glauben an seinen Segen. Wenige Gestalten, eine zagend reifende und eine schenkende Frau sind mit ihm in die läuternde Umwelt der Gebirgsnatur gestellt, deren Macht und deren Stille Frisch überwältigend wahr und nah aufzurufen begnadigt war.

Ernst Boesch: Eine Wegstunde. Verlag Tschudi & Co., St. Gallen 1937.

Wie frühes Frühlingskeimen so scheu und tastend und doch der Sendung bewußt, mutet Ernst Boeschs Erstling an. Sinnvoll hat der Verleger die Seiten des grazilen Bändchens ohne Zahl gelassen, denn das Nennen und Zählen ist nicht Sache dieses Dichters, der uns, ohne Gestalten zu formen, Weg und Bekenntnis zum

Künstlertum auftut. Über manchen Seiten leuchtet da der väterliche Segen Rilkes. Nicht allzu schwer wird ihm, Würde und Sein des Menschen vor die Bewährung in der Welt zu stellen, schwerer das versöhnt lächelnde Ja zur Einsamkeit. Aus diesem Gewinnen erst wächst ihm der Gewinn der Liebe, „die vielleicht der letzte Schritt bleibt auf unserem Weg, doch der gesegnetste". Was die Dichtergabe Boeschs betrifft, sehen wir ihre Stärke in einer lyrischen Prosa, die lyrisch ist in der subjektiven Versponnenheit wie dem durchaus eigenerlebten Einfühlen in die Dingwelt, Prosa aber, weil die gebundene Form des Gedichts seinem schweifenden Suchen noch nicht gemäß ist.

Rudolf Schnetzer: Reina und Aratsch. Reinhardt-Verlag, Basel 1938.
Rudolf Schnetzer: Das Gottesurteil. Reinhardt-Verlag, Basel 1938. Stabbücher.

Rudolf Schnetzer hat sich durch den rasch sich rundenden Kreis seiner Bücher in kurzer Zeit als namhafter und trefflicher Schriftsteller ausgewiesen. An den beiden im Juliheft hier besprochenen Romanen „Im Schatten der Gefahr" und „Der Weg der Sühne" gemessen, hat Schnetzer in Stil und Gestaltung mehr Sicherheit und Vielseitigkeit gewonnen. Nach wie vor faßt er die Charaktere, die er darstellt, in klaren, festen Umrissen zusammen und webt sie in Mit- oder Gegenklang des Naturgeschehens hinein. Das prüfende und reifende Leid, das sie überfällt und ihr Schicksal schichtet, entspringt der höheren Macht, die die Knoten jeweils zum glücklichen Ende löst. Aus dem tragenden Grund dieses Gottesglaubens heraus läßt Schnetzer menschliches Weh nie auf dem Äußersten sich aufreiben, versagt uns aber auch den Tiefengang in die Schächte des Seelischen. Dabei freilich gewinnt und erhält er sich eine Volkstümlichkeit, in deren Rahmen wir ethisch und künstlerisch nichts Besseres wünschen können. „Reina und Aratsch" ist die Geschichte eines Liebespaares, die in die Erschließung der kärglichen Silbergruben im Berninagebiet versponnen ist. Gutes und Ungutes entwächst dem Drang der Bauern, ihr schmales Los zu bessern, doch die Leidenschaften, die am Lockruf des Silbers Zünd- und Nährstoff finden, verzischen in den lauteren Herzen der Dörfler des alten Puntraschigna (Pontresina). Während hier wie in den früheren Büchern Schnetzers der Natur ein gottbestimmtes, schicksalshaftes Wirken überbunden wird, fällt der Entscheid im „Gottesurteil" auf der Seite des Menschen. Das absterbende, mit Raubwesen sich kümmerlich durchschlagende Rittertum will die innere Kraft des aufstrebenden Bürgertums an einem auf ein Jahr zu Armut und Einfachheit verurteilten großrednerischen Kaufmann prüfen, um aus Bewähr oder Erliegen des Feindes das Gottesurteil über den eigenen Stand zu erfahren. In beiden Büchern gewinnt die wahre, opferfähige Liebe, gewinnt „das Leben, das vor allen Dingen allein Bestand hat", den Sieg.

Paul Altheer: Der Ermordete spekuliert. Verlag Franke, Bern 1938.

Die Gattung der Kriminalromane wächst und breitet sich, findet rundum Zuspruch. Die gesteigerten Ansprüche an das äußere Leben steigern den Daseinskampf und schaffen eine Spannung der Nerven, der nichts anderes mehr zuträglich scheint als die Umschaltung auf Spannungsgeleise, die zwischen Wirklichem und Unwirklichem in der Mitte schweben. Auch beschäftigt der Kriminalroman den Leser in jener Richtung rascher Beweglichkeit, Findigkeit, Umsicht, womit er zu erfolgreichem Dasein gewappnet sein will und erfreut ihn mit überraschenden Wendungen und zuweilen sensationeller Aufmachung, befriedigt, ohne Einsatz zu heischen, den Spieltrieb. Paul Altheer tritt nicht in Wette mit den großen Meistern des Kriminalromans, verschont uns vom Grusligen und Unterweltlichen. Der Titel lockert zugleich die Spannung und überläßt uns dem von Humor und Ironie gewürzten Ablauf der Geschichte. Ein Zürcher Bankdirektor verschwindet, läßt ein leeres Safe, eine Versicherung an die zuversichtliche Witwe und einen Landstreicher zurück, der zum Mordgeständnis bereit ist. Der Detektiv hat nun das Rätsel zu lösen, ob Mord, Selbstmord oder Leben des Vermißten zu beweisen ist. Unverfroren neckisch, mit einigen Seitenhieben auf das üble Gebahren der Banken, ist der Schluß, den wir dem Jäger nach Kriminalromanen vorbehalten wollen, auch wenn er es mit Bob, dem in solche Lektüre ebenso stürmisch verliebten Detektiv hält, der dennoch dem unerschöpflichen Leben den Vorrang gibt. H. Bay hat dem handlichen und wohlfeilen Bande ein hübsches Titelblatt mit einer Vedute Zürichs gespendet.

Wolf Schwertenbach: Kümmerli, der Kleinbürger. Morgarten-Verlag, Zürich 1937.

Wolf Schwertenbach, der seine Scharfsichtigkeit auf dem Felde des Kriminalromans betätigt hat, bringt in dem vorliegenden, mit kecken Zeichnungen von W. Oberholzer trefflich begleiteten Bändchen gutmütig humorvolle Satiren auf die Blößen unserer Lebensformen. Lüge und Leere des bürokratischen wie des gesellschaftlichen Betriebes deckt der als verstaubter Bürger ihnen selbst verschriebene Apotheker Kümmerli mit ein paar geschickten Winkelzügen dort auf, wo sie sich gegen ihn wenden. Wie im aktuellen Programm eines Cabarets werden die Verkehrtheiten der brüchigen Gegenwart aufgezeigt und dem Schweizer — ohne politische Sauce — die plumpe Gutgläubigkeit und der dumpfe Hurrapatriotismus aufgetischt. Sprachlicher Mißbrauch wie der Leerlauf abgestandener Höflichkeitsformeln neben der Verkrüppelung in Initialenworte bekommen ihren Schlag ins Gesicht. In einem flinken Zug von Kurzgeschichten ergötzlich gezeichnet, mögen die dialogstarken Glossen zur Jetztzeit lachend zustimmende Leser finden.

H. Schoch.

Stokar Willy: Überraschungen im Fall Bigler. Roman. Hans Feuz-Verlag, Bern. 1937.

Dieser sich mit echt schweizerischen Verhältnissen befassende Roman des Schriftstellers Willy Stokar ist ein treffliches Beispiel für das Unglück, das durch die weitverbreitete Prozeßsucht angerichtet werden kann. Auch die schweizerische Gerichtsbarkeit kommt nicht sehr gut weg. Die beiden Gestalten der alten Frau Schneckenburger und der jungen Christine Lott bringen menschliches Interesse in die Handlung. Durch das ganze Buch zieht sich die feste Überzeugung, daß alles Bestimmung ist, der wir nicht zu entgehen vermögen, und nichts in unserem Leben dem blinden Zufall überlassen bleibt.

R. Rieter.

Erinnerung an Tavel.

Rudolf von Tavel: Der Stärn vo Buebebärg. E Gschicht us de trüebschte Tage vom alte Bärn. Ausstattung von Fritz Raffelet. Volksausgabe. Verlag A. Francke A.-G. Bern. 5. Auflage 1937.

Der in berndeutscher Mundart gebotene Roman versetzt uns in die Zeit von Juni 1653 (Schlacht bei Wohlenswil) bis Januar 1656 (Schlacht bei Villmergen), also in die Zeit der Bauernerhebung, welche der Dichter Heinrich Zschokke seinem „Adrich im Moos" ebenfalls zu Grunde gelegt hat.

Die Seele des Romans ist Oberst Wendschatz, dessen Züge nach dem Vorwort des Dichters dem in der Berner Geschichte bewanderten Leser den Obersten Hans Rudolf May von Rued erkennen lassen sollen. Der Dichter gibt aber ohne weiteres zu, daß er ihm zugedichtet habe, wozu ihn die Empfindungen seines Herzens drängte. Nicht umsonst fügt Tavel bei, daß er keine der damaligen Parteien verurteilen möchte, weil wir uns seelisch nicht in diese Zeit zurückzuversetzen vermögen. Und die Vorsicht vor Ungerechtigkeit und der Wille zur Selbstkritik sprechen aus seiner Frage: Ob wir als Christenmenschen den Wohlstand unserer Zeit würdiger ertragen als unsere Vorfahren die Vorteile ihrer Neutralität im dreißigjährigen Kriege.

Tavel ist der begeisterte Verehrer der Spiezer Schloßherren von Bubenberg, speziell des Murtner Helden Adrian von Bubenberg. Denn trotz aller Anfechtungen muß man diesen zuerkennen, daß sie sich auch dann für das Gemeinwohl einsetzten, wenn auch der Einsatz keinen persönlichen Nutzen versprach (S. 20). Tavel ist überzeugt, daß den Bubenberg ein klares Ideal der Aufgaben eines Führers der damaligen Zeit vorgeschwebt habe, dessen Nacheiferung sie sich zum Ziele setzten. Dieses Ideal ist der „Stärn vo Buebebärg". Er ist nicht zeitlich gebunden, sondern soll stets und jedem Führer wegleitend sein.

Was Tavel unter dem „Stärn vo Buebebärg" versteht und verstanden und heute noch gehandhabt wissen möchte, ist zu lesen auf S. 100, 132, 247—248 und 264 u. a.

So erfüllt Tavel eines Dichters höchste Aufgabe, daß er leuchtende Vorbilder der Vergangenheit in das Verstehen der Gegenwart rückt, daß man sich an ihrer

hohen Auffassung erwärme und darnach handle. Wer möchte bestreiten, daß wir gerade jetzt solcher Führung, solcher geistigen Nahrung bedürfen und solchen „Sternen" nachgehen, um nicht von unserm Ziele, von unserer Aufgabe abzukommen. Die Reinheit des glühenden Patriotismus Tavels für seine engere und weitere Heimat sollte noch vielmehr bekannt werden.

Sicher erreicht Sinn und Ausdruck durch die mundartliche Wiedergabe höchste Harmonie und dadurch künstlerische Vollendung. Ob aber für die Verbreitung der hohen Ideen gerade die Mundart für die größeren Kreise nicht zugleich eine Erschwerung bedeutet, darf hier doch auch als Frage aufgeworfen werden.

Fr. Ed. Leemann.

Neue Mundartbücher.

Es kommt nicht von ungefähr, daß die Mundartbücher sich der Darstellung häuslichen und volkstümlichen Lebens zuwenden: hier hat die Mundart selber ihre Heimstätte, während die Schriftsprache sich hinaufreckt in eine weitere, allgemeinere Welt. Doch wenn wir von einem Mundartbuch die Beschränkung auf eine eng umgrenzte und eher in kleinen Verhältnissen sich bewegende Welt erwarten, so kann das nicht heißen, daß darum auch sein Gehalt bescheiden sein müsse: es bleibt ihm, wie jedem anderen Kunstwerk, die Dimension der Höhe und der Tiefe, und es ist die schönste Erfahrung, die wir mit dem Aufschwung unserer Mundartliteratur der letzten Jahrzehnte gemacht haben, daß die Mundartdichtung so leidenschaftlich nach dieser Tiefe und Höhe trachtet und damit unsere Heimatsprache neu geadelt hat.

Das ist nicht auf einen Schlag gekommen, und man erinnert sich noch der Zeit, da bei uns die Auffassung vorherrschte, die Mundart eigne sich nur für humoristische Stoffe, und da das Publikum bei Darbietungen der Dialektbühne unbedingt lachen wollte, ob es anging oder nicht. Wohl eine der frühesten Mundarterzählungen von **Josef Reinhart** ist vor dreißig Jahren als 67. Heft der Berner Guten Schriften unter dem Titel „Der Jümpferlibuur" erschienen und behandelte ein recht schnurriges, ja groteskes Motiv: wie ein verhätscheltes Stadtjüngferchen ohne rechte Liebe, ohne eine Spur von Verstand und Verständnis zur Bäuerin wird und ein recht teures Lehrgeld kostet — man kann sich das leicht für Liebhaberbühnen drastisch dramatisiert vorstellen. Nun hat der Dichter den Stoff wieder vorgenommen und gibt die Erzählung „in erweiterter und vollständig umgearbeiteter Ausgabe" heraus **„Der Jümpferlibuur. E Gschicht ab em Land." Verlag von Heinrich Majer, Basel 1938.** Die Umarbeitung hat das Werk in die Breite gedeihen lassen — es hat nun einen ungemein ansprechenden Erzählerton und vermittelt ein anschauliches, liebevoll im Fortgang der Erzählung sich herausschälendes Bild des Lebens auf dem „Mattenhof", ohne das ursprüngliche, im fast Schwankhaften wurzelnde Motiv zu verleugnen.

In den „Stab-Büchern" des **Verlages** von **Friedrich Reinhardt** in **Basel** gibt **Ernst Balzli** unter dem Titel **„Bureglück"** (1938) ein halbes Dutzend neuer „Gschichten us em Bärnbiet" heraus, die, so kurz sie sind und so anspruchslos sie sich in ihrer erzählerischen Faktur geben, in der Erinnerung stark haften bleiben. Sie werfen ein warmes, gedämpftes Licht über schlichte Ereignisse, die im Bauernleben ein Schicksal bedeuten, und tun das mit so lebendig gestaltender Innigkeit, daß man in andächtiger Versenkung mitgeht. Wie schön ist hier, besonders in den vier ernsteren Erzählungen, in die Tiefe gebaut, und wie beglückt der Triumph der Menschlichkeit in so still besonnten Zeugnissen des Lebens.

In **Traugott Meyer** hat die Basler Landschaft ihren ersten bedeutenderen Heimatdichter erhalten, und man spürt es seinen Büchern an, mit welcher Entdeckerfreude er sich auf dem unverbrauchten Boden umtut, wo ihm keiner in die Quere kommt und wo ihn keine Tradition belastet. Er kennt wohl die märchenhaften Heimlichkeiten des Baselbiets, die Spitteler und Widmann erfüllt und die das Jugendglück Hugo Martis ausgemacht haben. Aber er kennt auch die Menschen, die da hausen. In einem schon 1933 erschienenen Bändchen: **„Räbenuß. Helgen uß em Bueben- und Burschteläbe", Verlag von Heinrich Majer, Basel,** erzählt er vom Leben eines Knaben, der nach dem Tode seiner Mutter aus eigener, guter Kraft den Weg durch die Entwicklungsjahre suchen muß, und vom Schicksal eines andern,

der früh zum Krüppel wird und trotzdem sein Dasein zu meistern weiß. Das ist alles mit einer überzeugenden Anschaulichkeit und einer Einfachheit erzählt, die aus der Tiefe kommt, und dieses prunklose Hohelied innerer Tüchtigkeit tut dem Herzen wohl.

Solothurn, Bern, Baselland — wir haben noch weitere Mundarten und sind auch sprachlich reich mit unserer Mannigfaltigkeit in der Einheit. Nichts könnte uns diesen sprachlichen Reichtum überzeugender und überraschender offenbaren als der köstliche Sammelband, den **Traugott Vogel** herausgegeben hat: **„Schwizer Schnabelweid. E churzwyligi Heimedkund i Gschichte und Prichte us allne Kantön". Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau 1938.** Mit ausgezeichnetem Spürsinn und feiner Abwägung hat Traugott Vogel seine fast die Hundertzahl erreichenden Proben zusammengetragen und geordnet, in einem Anhang alle wünschenswerten bibliographischen und biographischen Daten mitgegeben und schließlich auch einen sehr gut fundierten Aufsatz von Hans Rudolf Schmid über das Schweizerdeutsche abgedruckt, sodaß wir in dem Bande ein Heimatbuch in Händen haben, wie wir es uns nicht erfreulicher wünschen könnten. Es ist nicht genug, daß die Schule zu diesem Buche greift, was sie hoffentlich tun wird — es gehört ins Schweizerhaus, das hinhören möge „auf die Herztöne eines Volkes, das seit Jahrhunderten seine Sprache bewahrt und in ihr ein gutes Teil seiner Sonderart gehütet hat". Es möge auch ja nicht das prächtige Vorwort überschlagen, dem diese Stelle entnommen ist, und zum richtigen Verständnis der Mundartdichtung beherzigen, was Traugott Vogel ihm eindringlich nahelegt: „Dem Erzähler in Mundart ist klar, daß der Kreis seiner Leser und Hörer nicht weit geschlagen ist; er darf dafür leiser und bedächtiger reden als der hochdeutsche Dichter, wird indessen kaum über die Grenze seines Kantons hinaus vernommen und nicht über die Rheingrenze hinaus verstanden. Wer derart sich selbst beschränkt, verzichtet auf die Ferne, gewinnt jedoch den Lohn jeder Selbstbescheidung: er darf seine Kräfte nach innen richten, wo sie dem Eigensten zugute kommen, und das Eigenste des Menschen ist doch wohl seine Heimat."

Carl Günther.

Schweizer. forstliches Versuchswesen.

„Mitteilungen der Eidg. Anstalt für das forstliche Versuchswesen", Bd. XX, Heft 1.

1. **Burger:** Physikalische Eigenschaften von Wald- und Freilandböden.

Die Schweiz hat als Gebirgsland schon verhältnismäßig früh der Bestockung im Gebirge, namentlich in den Einzugsgebieten gefährlicher Wildbäche, große Aufmerksamkeit geschenkt und die Neuanlage von Schutzwaldungen durch Ausrichtung von Bundesbeiträgen gefördert.

Es ist das Verdienst unserer forstlichen Versuchsanstalt, besonders der Direktoren Engler und Burger, den Einfluß des Waldes auf den Wasserablauf auf wissenschaftlicher Grundlage eingehend erforscht zu haben. Der Wasserabfluß aus einem Gebiet steht in engem Zusammenhang mit der physikalischen Beschaffenheit seines Bodens; die Erforschung des Bodenzustandes ist daher für die Regelung des Wasserhaushaltes einer Gegend von ausschlaggebender Bedeutung.

Nun liefert Dr. Burger einen 5. Beitrag über dieses Forschungsgebiet. Vor allem behandelt er die Frage der Auswirkung forstlicher Entwässerungen auf die physikalische Bodenbeschaffenheit. In den Jahren 1930—1935 wurden Untersuchungen in den Entwässerungs- und Aufforstungsprojekten der Kantone Freiburg, Luzern, Obwalden, Nidwalden, Schwyz, Zug und Graubünden durchgeführt. Sie umfaßten unentwässerte Streuewiesen, Weiden, bereits entwässerte Flächen, 20—40jährige Aufforstungen und bestehende Wälder auf trockenen Standorten. Die dabei erzielten Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Die unentwässerten Streuewiesen sind beinahe das ganze Jahr mit Wasser gesättigt und vermögen daher nur wenig Regen- oder Schmelzwasser aufzunehmen. Die Wasserkapazität solcher Streuwiesen schwankt zwischen 75 %—85 %. Nach der Entwässerung und Aufforstung vermindert sie sich verhältnismäßig rasch und schon nach 5 Jahren der Entwässerung mit offenen Gräben kann eine merkliche Besserung der Wasseraufnahmefähigkeit festgestellt werden, die sich allerdings nur bis

in Tiefen von 10—20 Cm. fühlbar macht. Eine deutliche Wirkung bis in Tiefen von 50 Cm. ist erst nach einer Zeitspanne von 10 oder mehr Jahren nachweisbar. Diese Versuche haben eindeutig ergeben, daß durch Entwässerung und Aufforstung vernäßter Böden sowohl ihre Wasseraufnahmefähigkeit als auch das Speichervermögen stark gesteigert und dadurch der Wasserhaushalt eines Gebietes günstig beeinflußt werden kann. Burger hat aber auch nachgewiesen, daß allein durch Weideausschluß der Boden früher beweideter Flächen nach wenigen Jahren lockerer und durchlässiger wird.

Die von Dr. Burger durchgeführten Versuche haben nicht nur großen wissenschaftlichen Wert; sie geben vor allem auch dem Praktiker wertvolle Richtlinien für das zukünftige Vorgehen bei Entwässerungs- und Aufforstungsarbeiten in vernäßten Gebieten. War man früher bei der Beurteilung der Böden zur Hauptsache auf Vermutungen angewiesen, haben wir heute in der Meßmethode von Burger ein ausgezeichnetes Mittel, um die Durchlässigkeit, das wichtigste Merkmal der physikalischen Beschaffenheit, zahlenmäßig zu bestimmen. Die stoffliche Einteilung sowie der sprachliche Aufbau sind in Burger's Aufsatz gleich mustergültig.

2. **Burger:** Holz, Blattmenge und Zuwachs.

In einem dritten Beitrag zu den Forschungen über die Zusammenhänge zwischen Holz, Blattmenge und Zuwachs behandelt Burger die Ergebnisse seiner Untersuchungen bei Föhren und Fichten verschiedener Herkunft. Er hat bereits in zwei früher erschienenen Veröffentlichungen für Föhren ungleicher Abstammmung, die auf gleichen Standorten erwachsen sind, nachweisen können, daß sich das Arbeitsvermögen der Nadeln der Mutterrasse auf die Nachkommen auswirkt. Im vorliegenden Bericht zeigt nun Burger an Hand von reichem Zahlenmaterial, daß auch bei den Fichten die gleiche Vererbungseigenschaft feststellbar ist. So brauchen Fichten aus dem Engadin (1800—1900 M. ü. M.) für die jährliche Erzeugung eines Festmeters Schaftholz im Alter von 24—25 Jahren, im Versuchsgarten von Adlisberg bei Zürich, eine Nadelmenge von 4000—5000 Kg., Fichten aus der Umgebung von Winterthur (350 M. ü. M.) auf dem gleichen Standort dagegen nur 2500—2700 Kg. Die Nadeln von Fichten aus hoher Lage vermögen demnach bedeutend weniger Zuwachs zu schaffen als Nadeln von Fichten aus Tieflagen auf demselben Standort.

Diese Versuchhergebnisse bilden einen wertvollen Beitrag zur forstlichen Vererbungs- und Rassenlehre, beweisen sie doch zahlenmäßig den großen Einfluß der Herkunft einer Baumart auf ihre Wuchseigenschaften. Die Nichtbeachtung der Bedeutung der Samenprovenienz hat im schweizerischen Aufforstungswesen zu schweren Enttäuschungen geführt. Für manche schlecht geratene Aufforstung ist die Verwendung von nicht standortsgemäßen Rassen die primäre Ursache des eingetretenen Mißerfolges. Es ist nur zu hoffen, daß in Zukunft auch in der Schweiz der forstlichen Pflanzenzucht von Seiten der in der Praxis stehenden Forstleute mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als bisher.

3. **K. A. Meyer:** Geschichtliches von den Eichen in der Schweiz.

K. A. Meyer hat in Band XVI, Heft 2, der Mitteilungen der Schweizerischen Anstalt für das forstliche Versuchswesen eine erste Arbeit über das frühere Vorkommen der Eiche in unserem Lande veröffentlicht. (Hier besprochen durch Prof. Dr. M. Rikli.) Er hat an Hand eines außerordentlich reichen Dokumentenmaterials nachzuweisen vermocht, daß die Eiche früher sowohl im Mittelland als auch im Jura stark verbreitet war, im Laufe der Zeit aber durch andere Holzarten, namentlich durch die Fichte, verdrängt wurde. Als wichtigste Ursache dieses Rückganges erwähnt er: Ausdehnung des Rebbaues, Schäl- und Weidebetrieb, Flußkorrektionen — verbunden mit Senkungen des Grundwasserspiegels —, die Fichtenmanie und endlich der Kahlschlagbetrieb mit landwirtschaftlichen Zwischennutzungen.

Während in der ersten Veröffentlichung das Vorkommen der Eiche besonders für die Kantone Zürich und Bern geschildert wurde, behandelt er in der vorliegenden Arbeit die frühere Verbreitung dieser Holzart im Kanton Neuenburg, wobei er auf zwei Jahrtausende der Geschichte und auf die einzelnen Waldgebiete eintritt.

Die heute noch bestehenden Überreste früherer Eichenwaldungen im Kanton Neuenburg lassen sich in zwei, hinsichtlich ihrer Entstehung und ihrem Aufbau vollständig voneinander verschiedene Typen unterscheiden.

Der „La Pullière-Typ" ist hervorgegangen aus früher mehr land- als forstwirtschaftlich benutzten Eichenweidwaldungen. Es war ein stark aufgelockerter, mittelwaldartiger Graswald, in dem die früchtetragenden Bäume (Eiche und Buche) bis zu ihrer äußersten Lebensgrenze ausgehalten wurden. Infolge des intensiven Weidebetriebes setzen sich diese Bestände aus alten, absterbenden Überständern zusammen mit spärlichem Unterholz von Sträuchern und Schattholzarten (Buche und Tanne). Leider wird oft, aber zu Unrecht, die schlechte Qualität dieser überalten Weideeichen als Beweis herangezogen, daß bei uns die Eichenzucht nicht wirtschaftlich gestaltet werden könne.

Der „Chumereux-Typ" bestockt vorwiegend felsenheideähnliche Standorte des Jura. Die Eiche dieser Gebiete ist meist kurzschaftig, buschig und schlechtwüchsig. Diese Waldform ist der Überrest früher gutbestockter, frohwüchsiger Eichenwälder, deren Boden jedoch durch jahrhundertelange Raubwirtschaft sich ständig verschlechterte und an Produktionskraft einbüßte. Die heute noch vorhandenen Bestände dieses Typus geben uns daher ebenfalls kein richtiges Bild von der früheren Verfassung der Eichenwälder im Jura.

* * *

Um die ursprünglichen, natürlichen Waldgesellschaften in der Schweiz wieder herstellen zu können, ist die Kenntnis ihrer früheren Verbreitung von größter Wichtigkeit. Geschichtliche Studien wie die vorliegende von K. A. Meyer sind daher für die Forstwirtschaft von unmittelbarem Nutzen. Es ist Meyer in seiner wertvollen Arbeit mit viel Fleiß, Gründlichkeit und Geschick gelungen, uns ein Bild über den stattgefundenen Holzartenwechsel im Kanton Neuenburg zu verschaffen. Es ist zu hoffen, daß diese Forschungen für andere Kantone fortgesetzt und in den späteren Mitteilungen periodisch veröffentlicht werden. E. Heß.

Aus der Jugendbewegung.

Wir hüten die Heimat. Der Schweizer Jugend gewidmet von der Pfadfinderabteilung Frauenfeld. Herausgegeben von Max Altorfer. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1937.

Es ist nichts Alltägliches, daß eine Pfadfinderabteilung ein Buch herausgibt. Und dazu noch ein Buch, welches nach allgemeiner Bedeutung und Verbreitung strebt. Eine Festschrift ließe sich von einer solchen Herausgeberin ohne weiteres verstehen. Tatsächlich ist auch das Gedenken an die vor 25 Jahren erfolgte Gründung mit unter den Text vermengt. Im übrigen aber setzt sich das Buch zum Ziele, bei der Schweizerjugend Schweizergeist zu pflanzen und zu pflegen. Der Redaktor, der sich mit einem hochgetragenen Einleitungsbrief vorstellt, hat sich von angesehenen Zeitgenossen der deutschen und welschen Schweiz fünfzehn kleine Beiträge geben lassen. Wir begegnen da den Namen Maria Waser, Bohnenblust, Zoppi, Wartenweiler, Huggenberger, Schohaus, Bolt, die formlich und thematisch in verschiedenster Weise zu uns sprechen, gedanklich jedoch alle auf das selbe Ziel des Buches hinstreben, der Schweizer Jugend das Vaterland lieb und wert zu machen.

Auch ein Rezensent, der auf Grund eigener Betätigung seine Kritik aus einem klaren Ja zum Pfadfindertum heraus formuliert (S. 8), wird diese Gabe der Pfadfinderabteilung Frauenfeld nicht als restlos geglückt bezeichnen und sich dabei an das Sprichwort vom Schuster und seinem Leisten erinnern. Enthält das Büchlein auch im Einzelnen viel Gutes, Nachdenkliches, so wirkt doch sein Gehalt uneinheitlich und vor allem: Jugend spricht nicht zu Jugend in dieser Form! Geht nicht der hohe Flug dieser Gedanken über die Köpfe der Pfadfinder und anderer Jungen hinweg? Gottfried Bohnenblust z. B. ist noch nie ein Jugendschriftsteller gewesen. Nicht einmal bei dem gewandten Fritz Wartenweiler kann man sagen, daß er den rechten Ton getroffen habe. Ich hätte mir ein pfadfinderisches Werk denken können, das — ohne in pfadfinderischen Alltäglichkeiten stecken zu bleiben — die pfadfinderische Originalität hochgetragen hätte.

Walter Hildebrandt.

Schweizerische Wehrwirtschaft.

Schweizerische Wehrwirtschaft, von Dr. Sam Streiff, mit einem Vorwort von Oberst i. Gst. Steinmann, Eigenverlag des Verfassers (Zürich). 64 Seiten.

Der Weltkrieg 1914/1918 und alle seitherigen kriegerischen Konflikte haben den Charakter eines „totalen Krieges" angenommen. Bei dieser neuzeitlichen Form der Kriegführung kommt der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit umsomehr ausschlaggebende Bedeutung zu, je länger der Krieg dauert. Lloyd George hat schon im Februar 1915 den Satz geprägt: „Dieser Krieg wird nicht auf den Schlachtfeldern Belgiens und Polens entschieden, sondern in den Fabriken Frankreichs und Großbritanniens ausgefochten werden", und der Ausgang des Weltkrieges hat ihm recht gegeben. In der Nachkriegszeit und namentlich in den letzten Jahren hat man im Ausland — und zwar sowohl in Groß- als auch in Kleinstaaten — aus diesen Erfahrungen des Weltkrieges die Lehre gezogen und gewaltige Anstrengungen gemacht, um sich in wirtschaftlicher Beziehung auf die Erfordernisse eines allfälligen künftigen Konfliktes vorzubereiten. Ähnliche Maßnahmen, bei denen selbstverständlich auf die besondere Struktur unserer Wirtschaft Rücksicht zu nehmen ist, sind auch für die Schweiz zur unbedingten Notwendigkeit geworden. Gerade für unser Land, das in besonders hohem Maße wirtschaftlich mit dem Ausland verflochten und damit von diesem abhängig ist, würden die militärischen Rüstungen allein bloß etwas Halbes bedeuten, das den Anforderungen des Ernstfalles nicht zu genügen vermöchte, wenn daneben nicht auch die wirtschaftliche Landesverteidigung vorbereitet würde.

Dr. Sam Streiff, der sich schon seit Jahren in eingehender Weise mit wehrwirtschaftlichen Fragen befaßt, kommt das Verdienst zu, wichtige theoretische Grundlagen für eine schweizerische Wehrwirtschaft geschaffen und in Wort und Schrift wertvolle Aufklärungsarbeit auf diesem Gebiete geleistet zu haben. In seiner Veröffentlichung „Wirtschaftliche Kriegsvorsorge" hat er zunächst die Notwendigkeit wirtschaftlicher Kriegsvorsorge dargelegt und die sich stellenden Hauptaufgaben näher umschrieben. Die vorliegende Schrift „Schweizerische Wehrwirtschaft" ist einer Vertiefung in das Problem der Wehrwirtschaftspolitik, wie sie für die Schweiz in Frage kommt, gewidmet. Im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen das Begriffliche, Klarstellungen in Bezug auf die Terminologie sowie die Charakterisierung typischer Erscheinungsformen der Wehrwirtschaft und die schlaglichtartige Beleuchtung der besonderen schweizerischen Voraussetzungen für wehrwirtschaftliche Maßnahmen. Im Gegensatz zur „statischen" Wehrwirtschaft der Diktaturmächte, d. h. eines verhältnismäßig starr aufgebauten Systems von tief in das Gesellschaftsleben, die Wirtschaft und die Technik eingreifenden Maßnahmen, mit andern Worten einer „auf die Erfüllung der kriegswirtschaftlichen Bedürfnisse abgerichteten Friedenswirtschaft", befürwortet der Verfasser für die Schweiz — sicher mit Recht — die „dynamische" Form der Wehrwirtschaft, worunter er vorwiegend geistige und organisatorische Vorbereitung mit einem Mindestmaß an materiellen Vorkehrungen und staatlichen Eingriffen versteht. „Erstes Gebot ist, daß man sich die größtmögliche Bewegungs- und Handlungsfreiheit wahrt, damit nicht im Frieden getroffene Kriegsvorbereitungen materieller Art zum Hemmschuh oder gar zum Verhängnis werden". Im weitern behandelt der Verfasser die Frage der Verantwortlichkeit und Führung auf dem Gebiete der Wehrwirtschaft, die Beziehungen zwischen Wehrwirtschaft und Neutralitätspolitik einerseits und zwischen jener und operativer Heerführung anderseits sowie die Methodik der wehrwirtschaftlichen Arbeiten.

Die sehr interessante und empfehlenswerte Schrift bezweckt eine Aufklärung über die Grundfragen der Wehrwirtschaft im allgemeinen und die Bildung einer einheitlichen Auffassung von den Notwendigkeiten und Möglichkeiten einer schweizerischen Wehrwirtschaft.

W. Hauser.

Historisches.

Geschichte Englands.

André Maurois: Die Geschichte Englands. Aus dem Französischen übertragen von Helene Chaudoir. Bastei-Verlag Wien-Leipzig, 1937.

Wie soll man ein Buch von dieser Gedankenfülle charakterisieren? Wie läßt sich auch nur das Wesentliche aus der meisterlichen Zusammenfassung wiedergeben, die André Maurois in seinen „Ausklang" auf wenig mehr als vier Seiten entwirft?

Versuchen wir es durch einige Proben. „Die Geschichte Englands darf als eines der erfolgreichsten Kapitel der Weltgeschichte bezeichnet werden. Einige sächsische und dänische Stämme verirren sich auf eine Insel am Rande Europas, mischen sich mit ein paar überlebenden Kelten und Römern, erhalten ihre erste Staatsform durch den ordnungsliebenden Geist einiger normannischer Abenteurer und werden in ein paar Jahrhunderten zu Herren eines Dritteils des Erdballs". „Zwei überaus wertvolle Tugenden: Zähigkeit und Anpassungsvermögen, sicherten England eine ruhige Entwicklung." „Die englische Politik von heute steht wie eh und je stark unter dem Einfluß von Präzedenzfällen," „die Anpassungsfähigkeit des englischen Volkes ist eben genau so groß wie seine Überlieferungstreue. Immer wieder lassen sich die alten Einrichtungen von neuen Strömungen beeinflussen und machen sich diese zu eigen." „So bildete sich in England langsam eine Regierungsform heraus, die nicht, wie man in Europa oft fälschlich geglaubt hat, ein abstraktes und überall anwendbares System darstellt, sondern nur eine Zusammenfassung von Maßregeln, die nur in jenem Land und nur, weil sie auf geschichtlichen Erfahrungen aufgebaut wurde, Erfolg hatte." „Auf ähnliche Art wie das Parlament und das verantwortliche Ministerkabinett beinahe von selbst entstanden waren, verhalf der Zufall England zu einer Idee, die es aus Vernunft verwirklichte: die Idee, das Empire zu einer aus Freistaaten bestehenden Commonwealth zu gestalten."

Es ist nicht leicht, die wesentlichsten Zusammenhänge aus diesem Buch herauszulesen. Da und dort im bunten Spiel der Tatsachen tauchen sie auf und verlieren sich wieder, kaum daß man sie zu fassen glaubte. Maurois schuf eine Kulturgeschichte des britischen Inselreiches, und dies im besten Sinn. Jedem Sachgebiet ist sein Platz und seine Bedeutung zugewiesen, wo ihm gebührt. Jedes kommt zum Wort, sobald es an der Zeit ist. Militärwesen, Wirtschaft, Gesellschaft, Wohnkultur, geistiges Leben, nichts von alledem entgeht an seinem Ort dem Auge des Beobachters. Eine Reihe kulturgeschichtlicher Ausdrücke findet seine Erklärung. Das feste Gerippe bildet die staatliche Geschichte. Ihre Ausweitung zur Reichsgeschichte tritt wohl in Erscheinung, aber der Betrachter bleibt in England; nie siedelt er sich in einem der Dominien an, nicht einmal in Schottland oder Irland. Der Reichtum an Gedanken und Gesichtspunkten ist durch straffste Disziplin in Aufbau und Stoffbemessung gezügelt.

Das Ganze ist ein gereiftes Resultat der Lebensarbeit eines aufgeschlossenen und hochkultivierten Geistes, einer Persönlichkeit von besonderem Ausmaß. Eine Fülle geistvoller Aperçus und witziger Formulierungen belebt die aus tiefschürfender wissenschaftlicher Forschung herausgewachsene Darstellung. Der Neigung zum Sarkasmus sind dabei kaum Fesseln angelegt. Maria Stuart „saß im Gefängnis, machte allerlei Nadelarbeiten als Geschenke für Elisabeth und schmiedete unverbesserlich Ränke." „Theologen wie Richter verstehen es gegebenenfalls, ihre Gutachten je nach den Umständen zu gestalten." „Dieser (wirtschaftliche) Aufschwung trat, wie das gewöhnlich zu sein pflegt, in dem Moment ein, wo die Nationalökonomen ihn für ausgeschlossen hielten." Als Begründung für Englands moralische und materielle Stellungnahme zugunsten der nordamerikanischen Sezessionsstaaten führt Maurois an: „Dort waren unleugbar die besseren Manieren zu Hause und man sprach ein eleganteres Englisch; ebenso unleugbar kam von dort die für England so unentbehrliche Baumwolle." Gelegentlich gehen Originalität und Kritiklust auf Kosten des ausgeglichenen Bildes.

Lücken sind selten. Immerhin übersieht der Verfasser den Streit um den Armeeoberbefehl zwischen Karl. I. und dem Parlament, läßt einen Staatsmann wie Burke zu kurz kommen und schenkt dem Chartismus kaum Beachtung. Ein-

zelunrichtigkeiten sind weit weniger selten, nur um die wichtigsten zu nennen. Nach Maurois wütete die Londoner Pest 1655 statt 1665, war der Habsburger Joseph I. (gest. 1711) „Kaiser von Österreich", wurde Louisiana als Ganzes 1763 von Frankreich an Spanien abgetreten, bestieg Napoleon I. den französischen Kaiserthron im März 1805 statt im Mai 1804, erhoben sich die indischen Sepoys 1847 statt 1857. Der Übersetzung passierten allerlei Mißverständnisse, von denen eines nicht verschwiegen werden darf: nicht die „waadtländischen", sondern die „waldensischen" Protestanten fanden Cromwells Unterstützung (S. 375).

Niemand, der die hohen Werte dieses Buches auf sich wirken zu lassen versteht, wird sich an solchen Dingen stoßen. Verbirgt sich der Franzose im Verfasser nicht, so erhebt er sich doch zu bewundernswerter Objektivität, wie vor allem in der uneingeschränkten Anerkennung der deutschen Leistungen zur See im Weltkrieg und des Wertes der verfassungsmäßigen Überlieferung in England. Die Königskrise von 1936 gibt ihm Gelegenheit, mit einem eindrucksvollen Schlußurteil vom Leser Abschied zu nehmen. „Dieses seltsame Drama, in England bisher ohne Beispiel, hat klar zutage gebracht, daß erstens die Rolle der Monarchie dort noch bedeutungsvoll genug ist, um das Volk zu veranlassen, von seinem Herrscherhaus auch Herrschertugenden zu fordern, zweitens, daß das parlamentarische System imstande geblieben ist, die größten Umwandlungen in aller Ordnung, mit Klugheit und mit Würde durchzuführen und endlich, daß das Mutterland und die Dominions im Ernstfall unschwer zu einem raschen und geheimen Einverständnis über eine gemeinsame Entscheidung gelangen können." Just vorher hat Maurois ein anglo-italienisches Mittelmeerabkommen für eine unbedingte Notwendigkeit erklärt und das Problematische der imperialen Zukunft Großbritanniens mit einem Satz ausgedrückt: „Übrigens wird die Herrschaft in der Luft bald ebenso wichtig werden wie die Herrschaft zur See, wodurch die Frage, wie das Empire am besten zu verteidigen sei, vollkommen neu gelöst werden muß."

Otto Weiß.

Kaiser Friedrich III.

Werner Richter: Kaiser Friedrich III. Mit 13 Bildtafeln. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach u. Leipzig 1938.

Widmung und Vorwort dieses feinen Buches, das uns Eugen Rentsch auf den Tisch legt, rechtfertigen, daß diese Besprechung mit einer persönlichen Erinnerung beginne. Es sind genau fünfzig Jahre her seit dem Sommerabend, da der Vater tiefernst, wie geknickt, in der dunkelsten Dämmerecke des Wohnzimmers saß und die gewohnte Mitteilungslust ebenso vermissen ließ, wie die sonst lebhafte Anteilnahme an dem, was man vor ihn brachte. Wir Kinder schlichen uns zur Mutter, um zu erfahren, was es gegeben habe. „Seid still", hieß es da, „der Vater ist unglücklich, der Kaiser Friedrich ist gestorben". Das wars: der freisinnig denkende Schweizer sah Unglück über Europa kommen, seine Hoffnungen auf ein volksverbundenes Kaisertum im stammverwandten Nachbarlande waren vernichtet. Die Heutigen wissen davon nichts mehr und verstehen weder den Schweizer, der um einen deutschen Kaiser trauert, noch den Demokraten, der von einem in anderm als wirtschaftlichen Sinne fortschrittlichen Deutschland etwas erwartet. Kann denn aus diesem Lande politisch Gutes kommen? Aber es ist so, wie es im Vorwort des neuen Buches über den vor fünfzig Jahren verstorbenen Kronprinzen und zuletzt Kaiser heißt: „... eine ganze Generation verspürte damals, daß ihr eigner Lebensauftrag, zusammen mit dem Kaiser, eingesargt worden war, um nun für ewig unerfüllt zu bleiben. Ihr war es verwehrt, wie jede andre ihren legitimen Beitrag zum Schicksal der deutschen Nation hinzuzufügen: im organischen Wachstum dieses uralten Stammes würde von nun an ein Jahresring fehlen."

Wir sind es gewohnt, die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit den Augen Bismarcks zu sehn. Wir stehn alle irgendwie im Bann dieses Kraftmenschen, noch heute. Er hat es ja fertig gebracht, aus der Ratlosigkeit der Fünfzigerjahre hinaus und hinan zu führen, die Sehnsucht des deutschen Volkes zu erfüllen und dabei zu erkennen, was davon vorläufig unerreichbar war und deshalb mußte fallen gelassen werden. Und ebenso wichtig ist für das Urteil der Nachwelt der Vergleich mit dem, was nach Bismarck kam, mit der Zeit der außen-

politischen Unstetigkeit und unfruchtbaren Ruhmredigkeit. Da mußte die Zeit des eisernen Kanzlers als das goldene Zeitalter erscheinen, und man übersah lange, was an seinen Erfolgen gefährlich und brüchig oder was davon zu teuer bezahlt war. Ohne etwa besondere Enthüllungen oder Entdeckungen aus Archiven hilft uns nun Werner Richter von den Einseitigkeiten loszukommen, die ein Treitschke der damaligen Jugend eingehämmert hat. Sein Buch ist frei von leidenschaftlicher Parteinahme, niemand auch kann sagen, daß er seinen Helden auf den Sockel der Einzigartigkeit oder verkannter Alleinrichtigkeit erhebe, wie das Biographen allzuleicht tun. Die warme Liebe zu dem Kronprinzen, der nach seiner Kaiserschaft von hundert Tagen die Hoffnungen des liberalen und des sozial denkenden Bürgertums mit ins Grab genommen hat, paart sich mit einer wahrheitsfreudigen Nüchternheit. Unter dem Titel steht nicht, nach der Unsitte der Zeit: „ein Roman". Kein Aufputz, geschweige rührseliger Kinoschwindel, verunziert das Werk. Überall, nach allen Seiten hin, werden uns die Grenzen der Begabung und selbst der sittlichen Kraft des Kaisers gezeigt; wir bemerken befriedigt, daß wir auf dem Boden der Wirklichkeit gehn, daß uns nichts vorgemacht wird, und trotzdem liest man mit steigender Spannung dem Ende entgegen, das man zwar schon kennt, aber kaum je so lebendig pulsierend zu sehen bekommen hat.

Als Hauptinhalt des Buches erscheint der drei Jahrzehnte dauernde Kampf zwischen dem Kronprinzen und dem Ministerpräsidenten und Kanzler, zwischen Posa und Macchiavelli, nach der Ausdrucksweise vergangener Jahrhunderte: zwischen Christus und Belial, des deutschen Idealismus mit dem rücksichtslosen Machtgedanken, der sich zwar als eine besondere Art Rechtsauffassung geben kann, aber schließlich zur Aufhebung und Leugnung des Rechtes führt. Wunderbar deutlich ist der Gegensatz herausgearbeitet, z. B. in den Stellen, wo die englische und die preußische Staatsauffassung einander gegenübergestellt sind, eigentlich beide vertreten durch deutsche Menschen. Denn die damalige englische Königsfamilie, in deren Schoß Prinz Friedrich Wilhelm heimisch geworden war, bestand aus dem deutschen Prinzen von Coburg, aus der Königin, die als Tochter des Königshauses Braunschweig-Lüneburg aufgewachsen war, und die Haussprache, wenn man unter sich war, war das Deutsche; dazu war der politische Berater ein Deutscher, und alle miteinander sehen wir sie erfüllt von der Sehnsucht nach dem kommenden deutschen Reich, doch freilich in der Folge als Gegenspieler dessen, der dieses Reich verwirklicht, Gegenspieler deshalb, weil er es nicht auf „moralische Eroberungen durch Preußen", sondern auf „Blut und Eisen" zu gründen für unumgänglich hielt.

Menschlich wohltuend wirkt in dem Buch — auf Leserinnen vielleicht noch mehr als auf Leser — das Bild der ungetrübt glücklichen und würdigen Ehe und das Bild der gescheiten und tapfern Gemahlin, der Kaiserin Friedrich, jener viel verlästerten „Engländerin", von deren Schwächen, zumal ihrem „Starrsinn", doch auch wieder oft genug die Rede ist. Auffallend scharfer Tadel trifft sie und ihren Mann wegen der Fehler, die bei der Erziehung des Sohnes und Nachfolgers, Wilhelms II., gemacht worden sind. Beinahe aufregend dramatisch liest sich der Bericht über den Ausgang, Krankheit und Tod des kaiserlichen Dulders und über die mehr als schäbige Haltung der Überlebenden vor und nach seinem Erlöschen.

Wie „es gekommen wäre", wenn es — anders gekommen wäre, wenn bald nach dem französischen Feldzug ein neuer Kaiser den Schöpfer des Reiches bei Seite gestellt hätte, ein Sieger auf großen Schlachtfeldern, dem der Gedanke an Krieg ein Greuel war, ein Eroberer, dem Franzosen allen Ernstes zutrauten, daß er vielleicht das Elsaß freiwillig zurückgeben würde; ob es ihm gelungen wäre, die niederträchtige Verhetzung der deutschen Arbeiter durch die zerstörungswütige marxistische Presse unwirksam zu machen, die Entstehung eines wie Pech und Schwefel zusammenhaltenden katholischen Blockes zu verhindern, die verbissene und ränkesüchtige konservative Gegnerschaft niederzuzwingen, an deren Spitze sich vielleicht mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens und mit der ganzen Unversöhnlichkeit seiner gekränkten Herrscherpersönlichkeit der gestürzte Kanzler gestellt hätte, und dabei obendrein die unsagbar schweren diplomatischen Aufgaben zu lösen, die aus dem Vergeltungsdrang Frankreichs, aus dem Verfall der Türkei, aus dem russisch-österreichischen Gegensatz dem jungen kleindeutschen Reich erwuchsen — wer vermag das zu sagen? Werner Richter zeigt uns genug von den politischen Schwächen

Friedrichs III. (unter denen sich nicht bedeutungslose Ähnlichkeiten mit seinem Nachfolger finden), um uns ahnen zu lassen, warum sein liberaler Idealismus hier keine zuversichtliche Antwort zu geben vermag. Das spricht nicht gegen, sondern für ihn. Eduard Blocher.

Kunst.

Karl Giannoni: Das Erbe in Denkmal und Landschaft. Österreichische Schriften. Eugen Diederichs Verlag. Jena. 1938.

Die vorliegende Schrift ist ein beredtes Dokument für den Heimatschutz in seiner besten Äußerung: Schutz der Kultur der Heimat, das alte Schöne erhalten, das neue Wertvolle gestalten. K. Giannoni versteht es mit seinem großen Wissen, in gedrängtester Form, das von deutschem Geist beseelte Kunstschaffen Österreichs lebendig zusammenzufassen. Das erste christliche Kunstwerk, zugleich Zeugnis der deutschen Kolonisation österreichischen Bodens, ist der Tassilokelch, den Herzog Tassilo III von Bayern, zwischen 777 und 788, dem Stift Kremsmünster schenkte. Vom 11. bis 13. Jahrhundert befestigt sich das Deutschtum in Dörfern, Burgen, Städten; Klöster bilden wichtige Wirtschaftszentren. Als schönstes romanisches Denkmal wird der Dom von Gurk in Kärnten genannt, die Portalhalle und die Westempore sind einzig in ihrer Art. Die bischöfliche Hauskapelle, unberührt seit 1220, zeigt ein vollendetes Ebenmaß der Raumgebung; als besondere Eigentümlichkeit sind die Karner, zumeist runde Totenkapellen über unterirdischen Beinhäusern, erwähnt. Eine prunkvolle Gotik schuf die Zisterzienserkirche in Zettl, die Franziskanerkirche in Salzburg. In zwei Jahrhunderten wurde der Stephansdom in Wien, der bedeutendste gotische Bau Süddeutschlands, vollendet. Der Sieg vor Wien von 1683 über die Türken brachte in seinem Gefolge das Barock zu höchster Blüte, Kloster- und Schloßbauten feierten Triumphe. — Dieser kurze, übersichtliche Abriß befestigt und erweitert die Kenntnisse über die deutsche Kunstentwicklung des alten Österreich. Acht Abbildungen ergänzen auf das Beste den Inhalt der empfehlenswerten Schrift. Emma Reinhart.

Cézanne. Herausgegeben und eingeleitet von Fritz Novotny. Phaidon-Verlag. London 1937.

In der Reihe der großen Bilderbände des Phaidon-Verlages ist der vorliegende einer der verdienstvollsten. Wie gewöhnlich sind einige Farbendrucke beigegeben, die natürlich für den billigen Preis nicht ersten Ranges sein können. Sehr wertvoll und verständig ist die Einleitung. Ihr Verfasser springt nicht gleich, wie das heute betreffs Cézannes so üblich ist, mit dithyrambischen Absolutsetzungen dem Leser entgegen, sondern er trägt dem Umstande Rechnung, daß der Zugang zu diesem französischen Meister nicht leicht ist. In scharfsinniger Weise zählt er zunächst alles auf, was an Cézanne, gegenüber der vorherigen Entwicklung, als negativ zu bezeichnen ist: die Flächigkeit seines Weltbildes, der Mangel an Raumtiefe und Perspektive, was ohne weiteres einen Verlust an Gefühlswerten ergibt, die Spannungslosigkeit seiner Komposition, die Maskenhaftigkeit der Gesichter, die Unbewegtheit der Natur. Dann erst, nach Hinwegräumung der Mißverständnisse, baut Novotny die eigentliche Größe des Meisters auf. Zu diesen Mißverständnissen scheint er auch gewisse monumentale Wirkungen zu zählen, welche der vereinfachende Stil Cézannes oft freimacht, und die, wenn wir Novotny glauben sollen, gar nicht unmittelbar gewollt waren. Das eigentlich Gewollte war die Bildung einer neuen Form, die Auflösung der unmittelbaren Gegenständlichkeit, welche dann durch ein neues Formgesetz auf neuer Ebene wieder zusammengesetzt wird. Denn Cézanne wollte immer ein Gegenständliches, nicht den reinen Ausbruch wie viele Spätere. Trotzdem ist ja die Zerstörung des gewöhnlichen Weltbildes im Spätstil des Meisters seit etwa 1890 stark; es ist fast vollständig in die neue „molekulare" Struktur überführt. Novotny gehört aber nicht zu den Fanatikern, welche eigentlich nur diese letzte Periode gelten lassen; aus der mittleren, welche vielleicht doch die fruchtbarste war, gibt er die größte Zahl von Proben.

E. Brock.